LOKALISIERUNG EUROPAS IN OSTMITTEL- EUROPÄISCHEN ERINNERUNGSKULTUREN

20 Jahre sind seit der Gründung des Bohemicums vergangen. Seither haben nicht nur gut 600 Studierende die Zusatzausbildung in tschechischer Sprache und Kultur an den Universitäten Regensburg und Passau absolviert. Es ist auch ein umfassendes Lehr- und Forschungsangebot zu Tschechien und seinen europäischen Verbindungen entstanden. Entsprechend wurde das Jubiläum am 22. Juni 2016 unter der Beteiligung vieler (ehemaliger) Studierender, Lehrender und Kooperationspartner mit einer großen Feier an der Universität Regensburg und mit einer wissenschaftlichen Konferenz begangen, die an den folgenden beiden Tagen in kleinerem Rahmen ablief.

In seiner Begrüßungsrede zum Festakt erinnerte Marek Nekula an die Intentionen, aus denen das Bohemicum hervorgegangen ist: Nach 1989 sei gerade an den grenznahen Universitäten Regensburg und Passau ein Bewusstsein für die Notwendigkeit entstanden, Studierende verschiedener Fachrichtungen mit Wissen über das östliche Nachbarland und Ostmitteleuropa allgemein auszustatten. Von Anfang an sei klar gewesen, dass die Sprache allein nicht ausreiche, sondern umfassende Kenntnisse über die Geschichte, die Kultur und das Land vermittelt werden müssten. Als Mittel der praktischen Verständigung, aber auch als oft ideologisch überhöhtes Gut sei die Sprache aber auch in der Forschung zentral: So wurden am Bohemicum Projekte zu Themen wie dem Management von Mehrsprachigkeit in deutsch-tschechischen Unternehmen und Organisationen oder Sprachwandel durchgeführt. Nicht zuletzt habe die Sprache große Bedeutung für den Forschungsschwerpunkt Erinnerungskultur. Denn für die Konstruktion oder Erfindung der

Nation spiele gerade in (Ost-)Mitteleuropa die Vorstellung von der Sprachgemeinschaft eine tragende Rolle. Mit Beispielen zu europaweit genutzten Mustern in Erinnerungskulturen und ihren nationalen bzw. lokalen „Färbungen“ in den böhmischen Ländern seit dem 19. Jahrhundert leitete Nekula zum Festvortrag von Christoph Cornelißen (Frankfurt am Main) und zu der Fachtagung „Lokalisierung Europas in den ostmitteleuropäischen Erinnerungskulturen“ über.

Cornelißen bot einen breiten Überblick über die Entwicklungspfade von Erinnerungskulturen in den europäischen Gesellschaften seit dem Zweiten Weltkrieg. Dabei ging er auf Widersprüche im Umgang mit Vergangenheit innerhalb der einzelnen Nationalgesellschaften wie auf Ost-West-Differenzen ein und fragte nach ihren Auswirkungen auf die europäische Erinnerungsgemeinschaft. Er zeigte Europa aber auch als Erinnerungsmanager.

Damit war eine gute Grundlage für die Beispiele gelegt, die am ersten Konferenztag präsentiert wurden. Er begann mit einer Sektion zu offiziellen Gedenktagen und ihrem Verhältnis zu den europäischen Meta-Narrativen. Ekaterina Makhotina (Bonn) sprach über Gedenkfeiern zum 9. Mai, dem „Tag des Sieges“, in Russland und davon, dass diese über 70 Jahre nach Kriegsende und über 20 Jahre nach dem Auseinanderbrechen der Sowjetunion wichtiger seien als je zuvor. So deutlich ihre machtstabilisierende Funktion sei, dürfe doch nicht übersehen werden, dass sie nicht allein vom Staat inszeniert würden, sondern die verschiedensten gesellschaftlichen Akteure und Gruppen das Fest begingen und auf ihre Art inszenierten. Besonders interessant war Makhotinas Hinweis auf die Aneignung und „Weiterentwicklungen“ der sowjetischen Rituale in zahlreichen ehemaligen Sowjetrepubliken. Mit den Veränderungen in der Erinnerung und dem öffentlichen Gedenken befasste sich auch Burkhard Olschowsky (Oldenburg), der dem Bild nachging, das anlässlich verschiedener Jahrestage von 1989 in den polnischen und den deutschen Medien gezeichnet wurde. Unter dem Eindruck aktueller internationaler und innenpolitischer Entwicklungen habe sich etwa die Bewertung des „runden Tisches“ als einem Symbol des Umbruchs in Polen kontinuierlich gewandelt.

Das Verhältnis von nationalen und europäischen Vergangenheitsnarrativen stand im Zentrum der folgenden beiden Beiträge. Während Markéta Špiritová (München) für Tschechien zu dem Schluss gelangte, dass hier erinnerungskulturelle Inszenierungspraktiken zu 1968 und 1989 überwiegend national bleiben, vollzog Vjeran Pavlaović (Rijeka) den Prozess nach, in dem die kroatische Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg „europafähig“ gemacht wurde. Um in die EU zu gelangen, musste der „Flirt mit dem Faschismus“, der während des Krieges in den 1990er Jahren populär war, beendet werden; an seine Stelle trat ein strammer, in die Vergangenheit projizierter Antikommunismus. Um den europäischen Faktor ging es auch bei David Emler (Prag), der deutlich machte, dass transnationale Erinnerung auf unterschiedlichen, auch national motivierten Entscheidungen beruhen kann. So habe Frankreich den Genozid an den Armeniern vor allem auf Druck der großen armenischen Exilgemeinde, die im Land lebt, anerkannt. Für die Tschechische Republik bedeutete die offizielle Anerkennung, die mit einer Zeremonie begangen wurde, eher den Beweis, zu den „zivilisierten europäischen Nationen“ zu gehören.

Drei weitere Beiträge widmeten sich der institutionalisierten Erinnerung an das

„Zeitalter der Extreme“: Zunächst stellte Carola Lau (Berlin) eine Typologie der seit den 1990er Jahren in Ostmitteleuropa gegründeten „Nationalen Gedächtnisinstitute“ vor. Daran anschließend unternahm Michal Kopeček (Prag) eine Periodisierung der Diskussionen über Demokratie und Diktatur in Ostmitteleuropa seit den 1980er Jahren, wobei er den Blick besonders auf Diskurse der nationalen und politischen Selbstbeschreibung richtete. Und schließlich fragte Zoltán Dujisin (New York) nach den „Machern“ des ostmitteleuropäischen Erinnerungsbusiness und ihren Verbindungen zu bzw. ihrer Abhängigkeit von der Politik. Trotz der Unterschiede hinsichtlich der rechtlichen Basis und der Aufgaben, die diese Institutionen von der 1991 gegründeten Gauck-Behörde bis hin zum 2009 entstandenen lettischen Institut erfüllen sollen, überwiegen doch die Ähnlichkeiten – einschließlich einer Verhaftung im totalitären Diskurs.

Eine ganz andere Perspektive brachte das folgende Panel mit den Beiträgen von Tanja Petrović (Ljubljana) und Natali Stegmann (Regensburg), die nach dem Sozialen als Erinnerungsort fragten. Während Petrović der Industriearbeit als dem Symbol der jugoslawischen sozialistischen Moderne nachging, das bis heute im Gedächtnis der Arbeiter nachklingt, diskutierte Stegmann die europäische Komponente von Sozialpolitik. Dabei hob sie die gemeinsamen Wurzeln östlicher und westlicher Sozialstaatlichkeit hervor und warf die Frage auf, wie sich Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit seit 1989 verändert haben.

Hatte Christoph Cornelißen einführend die Erinnerung an den Holocaust als trennend zwischen Ost und West charakterisiert, relativierte Ulrike Lunow (München) diese These: Sie zeigte am Beispiel der Tschechoslowakei und Frankreichs, wie sehr die zentralen Erinnerungsfiguren „Widerstand“ und „eigene Opfer“ einander während des Kalten Krieges glichen. Statt die Vorstellung einer verspäteten Besinnung der Osteuropäer auf den Holocaust und damit eine europäische Norm festzuschreiben, plädierte Lunow dafür, zu untersuchen, wann und unter welchen (politischen) Bedingungen die schmerzhafteste Frage nach eigener Täterschaft und Kollaboration aufgekommen sei und was sie in der jeweiligen Gesellschaft ausgelöst habe.

Eine radikale Reaktion auf die öffentliche Thematisierung der Shoah stellte Éva Kovács (Wien/Budapest) vor, die rekonstruiert hat, wie Bürger des österreichischen Rechnitz dem Bekanntwerden des Massakers, das dort im März 1945 an etwa 200 ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern verübt worden war, gefälschte Zeugnisse eines angeblich guten Miteinanders mit den örtlichen Juden entgegengesetzten. Dafür verwendeten sie die zurückgelassenen privaten Bilder jüdischer Familien – und zwar die Abzüge immer derselben Fotografien, versehen mit den unterschiedlichsten Bildunterschriften. Diese „Beweise“ sollten sie vor dem Verdacht der Mittäterschaft, Mitwisserschaft oder schweigenden Billigung des grausamen Mordens „schützen“.

Anja Tippner (Hamburg) stellte tschechische Autorinnen und Autoren der jüngeren Generation vor, die gegen das Vergessen und Vertuschen von Gewalt und Unrecht anschreiben, wobei sich verschiedene Schichten gewaltsamer Vergangenheit in ihren Werken zusammenfügen. Einige dieser Schriftsteller/innen wie Radka Denemarková oder Jaroslav Rudiš haben mit ihren Romanen, in denen sich die Shoah, die Vertreibung der Deutschen und die Erfahrung der kommunistischen Diktatur vermengen, auch in Deutschland Bekanntheit erlangt. Historisch mag diese

fiktionale, experimentelle Literatur fragwürdig sein, zumal bestimmte Facetten wie das jüdische Leben völlig fehlten, sie sei aber als explizite Aufforderung gemeint, die Amnesie und die Folgen sozialistischer Geschichtspolitik zu überwinden.

Dass ganz am Schluss Erik Franzens (München) Vortrag „Die Vorsitzende, das Lager und ein Beiboot“ über die Erinnerung an Migration in Hoyerswerda stand, hatte pragmatische Gründe, erwies sich für die Konferenz jedoch als Glücksfall, griff Franzen doch Nekulas einleitendes Bild der „Lokalisierung“ von (europäischen) Erinnerungskulturen auf und lieferte bereits die Stichwörter für die Schlussdiskussion. Er unternahm eine „Führung“ durch die Erinnerungslandschaft der „zweiten sozialistischen Stadt“ der DDR, die von der Aufbauzeit der 1960er Jahre, dem Niedergang und der Abwanderung nach 1989, aber auch dem lange vergessenen Erinnerungsgepäck der verschiedenen Zuwanderergruppen geprägt ist. Sein Beitrag bewies einmal mehr, wie stark lokale Erinnerung von konkreten Akteuren abhängig ist, und dass es sich lohnt, sich deren Angebote genau anzusehen. Denn auch wenn etwa in Hoyerswerda seit den 1990er Jahren die Erinnerung der Vertriebenen wieder gepflegt wird, wobei der Bund der Vertriebenen (BdV) durchaus eine Rolle spielt, trägt sie nicht nur eine spezifische DDR-Schicht, sondern auch die ganz persönliche Handschrift der Vorsitzenden.

An dieses Beispiel knüpfte Ulf Brunnbauer (Regensburg) im Sinne des Tagungstitels ein Plädoyer für mehr Erinnerungsgeschichte von unten an. Erinnerung müsse – auch im Fall der Erinnerungstopoi und -formate, die in den Panels diskutiert wurden – stets im Plural gedacht werden. Es stelle sich sogar die Frage, inwiefern es überhaupt sinnvoll sei, von einer nationalen Erinnerungskultur zu sprechen. Mit der Feststellung, dass nationale Erinnerung ein Konstrukt ist, kann man längst nicht mehr provozieren, doch über das Gewicht der Akteure dieser Vergangenheitsnarrative und über ihre konkrete politische, soziale und finanzielle Macht wurde noch intensiv diskutiert. Und es wurde die Frage aufgeworfen, wofür „Europa“, das 1989 in Ostmitteleuropa eine auch nationale Identität stiftende Funktion hatte, heute in den verschiedenen Ländern steht.